

Eines Morgens beim Aufwachen erinnerte sich die große bundesdeutsche Volksbeschauerin Elisabeth Noelle »erstaunt, dass ich ganz intensiv von Albert Speer geträumt hatte«. Sie wunderte sich: »Ich war ihm persönlich nie begegnet.« Richtig, persönlich kannte sie nur den großen »Nationalsozialisten« Adolf Hitler, der die junge »nationalsozialistische« Studentinnenanführerin samt Gefolgschaft 1937 auf dem Berghof zum Tee mit Kuchen empfangen hatte. »Das Charisma Hitlers beeindruckte auch mich«, als der Führer seine Hand um ihre Schulter gelegt und sie an die Brüstung geführt hatte, zum Blick auf die damals noch unerlöste Ostmark.

Jetzt aber Speer. Im Traum. Und in der nächsten Nacht geschah es wieder. Und gleich darauf ein drittes Mal. Welchen spezifischen Inhalt ihre nächtlichen Speer-Träume hatten, wusste Noelle am Morgen nicht mehr oder wollte es, um ihre Intimsphäre zu wahren, nicht der ganzen Welt verraten: »Aber irritiert las ich in der Morgenzeitung, Speer sei jetzt am 1. Oktober 1966 aus dem Spandauer Gefängnis entlassen und in sein Haus nach Heidelberg gefahren.«

Tatsächlich war der große Reichsrüstungsminister Albert Speer in Nürnberg nicht mitgehängt, sondern lediglich zu zwanzig Jahren Spandauer Zitadelle verurteilt worden. Die er absitzen musste, obwohl sich der Noelle wohlbekannte Bundeskanzler Globke und sein loyaler Staatssekretär Adenauer für eine vorzeitige Freilassung des völlig zu Unrecht Verurteilten eingesetzt hatten.

Eine Unio mystica

Der dreimalige Traum hatte seine Bedeutung, dies stand für Elisabeth Noelle sofort fest. Sie beauftragte umgehend ihre Sekretärin, Ihn anzurufen und Ihn zu sagen, dass sie Ihn gern besuchen würde. Kein Problem: »Wenige Tage später fuhr mich mein Fahrer nach Heidelberg. Speers Haus lag an den waldigen Höhen am Rande der Stadt. Mein Besuch war für den Vormittag verabredet. Speer öffnete mir, er war an diesem Morgen allein zu Haus, seine Frau war verreist. Eine Begründung für meinen Besuch gab ich nicht an, und Speer fragte auch nicht danach.«

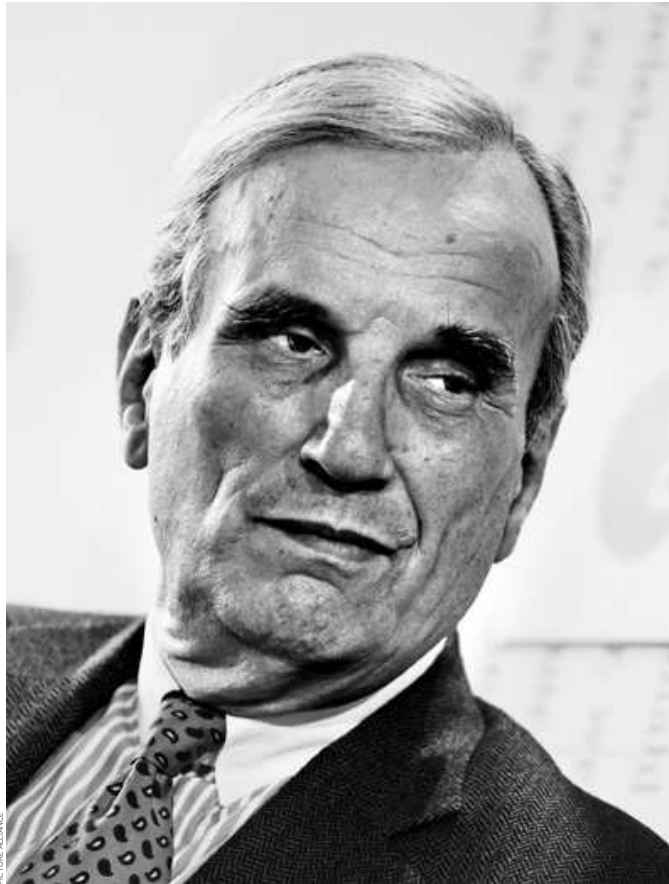
Es war eine Unio mystica: »Wir saßen am Teetisch am Fenster. Man schaute in den grün zugewachsenen Garten, der wie ein Teil des Waldes war.« Etwa zwei bis drei Stunden dauerte »das Gespräch«. Und gewann allmählich »ein ganz klares Thema«: Speer sagte, er sei hin- und hergerissen, ob er seine Biographie schreiben solle.

Noelle: »Für mich stand fest, dass er unbedingt dieses Buch schreiben müsse.« Sie geriet »in Feuer-eifer, um ihm das zu erklären und um ganz sicher zu sein, dass er diesen Plan nicht wieder aufgäbe. Wieviel könne dadurch an Wirklichkeit gerettet werden. Wirklichkeit, wie sie niemand sonst berichten könne.«

Das stand fest für die große Frau, die ihr tiefes Wissen um den deutschen Volkskörper mit einem mächtigen Glauben an die Wahrheit der Astrologie und die reale Existenz der Engel verband. Und so geschah es ihr: »Als ich später die Biographie las, war ich berührt vom Ernst und dem Bemühen um Wahrheit, die aus dem Buch sprachen: Plötzlich dachte ich an das Goethe-Wort: »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.««

Das alles schrieb die langjährige Chefin des 1948 gegründeten Instituts für Demoskopie Allensbach, die große Meinungsforscherin vierzig Jahre später in ihren »Erinnerungen« nieder, als der deutsche Volkskörper sich schon so erholt hatte, dass er wieder seine Freiheit bis zum Hindukusch verteidigen konnte. Ob aber die große Begegnung tatsächlich so und »wenige Tage« nach den Noelle-Träumen und der zugehörigen Speer-Entlassung aus dem Spandauer Kriegsverbrechergesängnis am 1. Oktober 1966 stattgefunden hat, sollte nicht penibel auf bloße Faktizität erforscht werden. Die »ersten zwei Oktoberwochen« verbrachte Albert Speer nach Auskunft des gleichnamigen, am 15. September verstorbenen Sohnes weit weg vom Heidelberger Elternhaus in Schleswig-Holstein in der Villa eines Bekannten, um erst mal seine inzwischen erwachsenen Kinder und Enkel kennenzulernen. Das Tête-à-tête ist auch sonst nirgends belegt, hat also möglicherweise gar nicht stattgefunden.

Aber das ist wissenschaftlicher Pipifax, der die innere Wahrheit dieser großen Begegnung unterschlägt – zwischen der unermüdeten Operateurin an der deutschen Volksseele und dem Mann, den



Das Problem mit dem FAZ-Herausgeber Joachim Fest (1926–2006): »... dass er bis zum Schluss immer und immer wieder Legenden, Lügen und Märchen nacherzählte, ihnen gar stilistischen Glanz verlieh und diese Kolportagen als Geschichtsschreibung verkaufte« (der Historiker Magnus Brechtken)

Fest, der Fälscher

Eine neue Biographie über Albert Speer enthüllt, wie sehr der Feuilletonist Joachim Fest die »Erinnerungen« des Multikriegsverbrechers mitgeschrieben hat. Sie waren für den Zusammenhalt der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft unentbehrlich. Von Otto Köhler

Hitler, wie er ihm an sein Krankenlager ausrichten ließ, »lieb« hatte. Die von Noelle fleißig erträumte Speer-Biographie, mit der sich soviel Wirklichkeit retten ließ, wie nur der Reichsminister außer Diensten sie zu kennen vermag, die war da längst schon unter Dach und Fach. Speer hatte die wahre Wirklichkeit oder wirkliche Wahrheit in Hunderten von Klopapierkassibern aus dem Gefängnis geschmuggelt. Diese Wirklichkeit, über die nach Noelles wohlüberlegtem Urteil niemand zu berichten wagte, wurde zumindest für das eigentliche Deutschland im Westen gerettet.

Einige Verleger aus den USA, Großbritannien und Westdeutschland hatten sich schon früh um die Memoiren des Kriegsverbrechers bemüht. Das Rennen macht der 1959 von Axel Springer erfolgreich realisierte Ullstein-Propyläen-Verlag. Verlagschef Wolf Jobst Siedler fragte im Oktober 1963 devot bei der Ehefrau des damals noch einsitzenden Kriegsverbrechers nach, »ob Ihr Herr Gemahl nach seiner Entlassung Neigung« habe, seine Memoiren

bei ihm zu verlegen. Er habe auch noch den großen britischen Verlag Weidenfeld and Nicolson an der Hand, so dass »die Frage des Honorars keine unüberwindlichen Schwierigkeiten aufwerfen wird«. Das tat sie in der Tat nicht. Dem Freigelassenen schickte Siedler im Oktober 1966 einen ganz auf Speers Wünsche zugeschnittenen Vertrag, in den der Autor selbst seinen Honorarbetrag eintragen sollte. Das tat er, doch Speers Urtext war spröde, und so zog Siedler zur gründlichen Bearbeitung seinen Freund Joachim C. Fest heran – der hatte sich durch seine RIAS-Sendereihe »Das Gesicht des Dritten Reiches« einen Namen gemacht.

Lügen und Märchen

Vor fünfzig Jahren im September trafen sie sich auf Sylt in Axel Springers Keitumer Gästehaus: Siedler, Speer und Fest. Es war der Beginn einer wundervollen Freundschaft, in der Fest Albert Speers Erinnerungen mitdachte und so süffig

formulierte, dass ein Bestseller unvermeidbar wurde. Eine Millionenaufgabe belohnte den anstrengenden Arbeitsprozess, den Siedler, der meistens dabei war, so beschrieb: »Es hat sich dann ergeben, dass wir nach Frankreich fuhren, an die Loire, dass wir nach Italien fuhren, Südtirol, und alle Reisen zusammen machten, wochenlang auf Sylt waren und gemeinsam arbeiteten in den Dünen. Ich lag in der Badehose in einem Dünenental, und er saß, auch leger gekleidet, aber noch angekleidet, auf einem Dünenhügel und beantwortete die Fragen.«

Nicht einmal auf Sylt zog Speer sich aus. Er enthüllte einen reuigen Seelenhaushalt, aber gab sich nie eine Blöße – dafür sorgte Joachim Fest im Interesse der deutschen Geschichte. »Aus den überlieferten Bemerkungen ist nicht erkennbar, dass Siedler oder Fest die historischen Behauptungen Speers durch eigene Recherchen geprüft hätten«, schreibt Magnus Brechtken, der stellvertretende Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte (IfZ), in einer neuen großen, quellengesättigten Biographie: »Albert Speer, eine deutsche Karriere« – sie erschien ausgerechnet im 1980 gegründeten Siedler-Verlag, den der 2013 verstorbene Namensgeber später an den Bertelsmann-Konzern verkauft hatte.

Kritik an Speers Erzählungen war bisher nur die Sache von Doktoranden wie Matthias Schmidt und Susanne Willems oder Filmemachern wie Heinrich Breloer. Die großen Lehrstuhlinhaber trauten sich an die Dekonstruktion des von Joachim Fest zuverlässig inspirierten und vorformulierten Erzählers Albert Speer nicht heran. »Stauben« macht Brechtken die »Naivität vieler Historiker«, mit der sie Speers Erzählungen ohne Prüfung oder gar Archivrecherchen »als authentische historische »Quelle« nachplapperten«. Viele konnten sich offensichtlich nicht vorstellen, »wie systematisch Speer log. Und sie waren in der Mehrzahl zu bequem, um genauer zu forschen.«

Brechtkens Dekonstruktion von Speer ist aber vor allem auch eine Kritik an dessen Ghostwriter Joachim Fest, der das, was er mit ihm erarbeitete, 1999 in einer eigenen Speer-Biographie recycelte, vor allem aber auch schon in seiner dicken Hitler-Biographie von 1973, die vor allem auf Speer-Material beruht. Brechtken: »Der eigentliche Skandal vieler Fest-Publikationen liegt darin, dass er bis zum Schluss immer und immer wieder Legenden, Lügen und Märchen nacherzählte, ihnen gar stilistischen Glanz verlieh und diese Kolportagen als Geschichtsschreibung verkaufte.«

Auch Speers zweiter Millionenbestseller, das »Spandauer Tagebuch«, war Fests Werk. Schon diese Tagebücher wurden von Stern vorabgedruckt wie später die Hitler-Tagebücher. Fest hatte mehr Erfolg als Kujaw, blieb stets auf freiem Fuß, und Speer wurde der meistzitierte Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, wie der Historiker vom IfZ in seiner Biographie bestätigt.

Dessen Fazit: »Nicht was Speer nach 1945 über sich erzählt hat, bringt uns dem Verständnis näher, sondern die Analyse seines Tuns, wie es aus den Quellen zu erschließen ist.« Und wüßte Speer nichts erzählt hat, das nennt Brechtken klar beim Namen: Für ihn ist er eine »Zentralfigur des Eroberungs- und Vernichtungskriegs«.

»Ihm hätte es gefallen«

Aber über den reuigen Nazi, der die Verantwortung übernahm, jedoch nichts wusste und deshalb unschuldig war, gab es im Bundesdeutschen Wohlstand mehr Freude als über tausende KZler, die überlebt hatten und nun den Bürgern ein misliches Gesicht zeigten.

Speers »Verantwortung« kostete nicht viel, schon gar nicht das Leben. So hat sich Hitlers Minister in Nürnberg vor dem Strick gerettet und für alle Bürger der neuen und blitzblanken Bundesrepublik eine gute Tat vollbracht und Millionen an seinen Memoiren verdient, die ihm Joachim Fest formulierte, den er auch großzügig an seinen Einnahmen beteiligte. In diesem Zweierbund gab es, wie Marcel Reich-Ranicki, der unter dem Herausgeber Fest Chef der FAZ-Literaturredaktion war, beobachtete, stillschweigend den Dritten. Ranicki, der Jude, der den Nazihäschern in Warschau 1943 nur knapp entgangen war – sie waren auch hinter Arbeitskräften her, die sich für Speer zu Tode schinden lassen mussten –, schildert in seinen Memoiren, wie er von Fest zu einem Empfang des Siedler-Verlages mitgenommen wurde, bei dem er



Der Kriegsverbrecher, der von Auschwitz nichts gewusst haben will und Tausende zu Tode schinden ließ: Albert Speer (mit Hakenkreuzbinde) im April 1942 mit Adolf Hitler und Hermann Göring

PICTURE-ALLIANCE/OLEEMAGE

nichtsahnend auf Albert Speer stieß, für den sich Fest als Ghostwriter betätigte: »Und dann kam man zum Anlass des Empfangs, zur Präsentation von Joachim Fests Buch, das schlicht »Hitler« hieß und hier auf schwarzem Samt lag. Speer blickte lächelnd auf das Buch und sagte laut: »Er wäre zufrieden gewesen, ihm hätte es gefallen.« Reich-Ranicki weiter: »Bin ich vor Schreck erstarrt? Habe ich den Massenmörder, der hier respektvoll über seinen Führer scherzte, angeschrien und zur Ordnung gerufen? Nein, ich habe nichts getan, ich habe entsetzt geschwiegen.«

Alles andere wäre auch unpassend gewesen. Joachim Fest hatte bei dieser Gelegenheit von Speer zum Dank für seine Verdienste ein von Adolf Hitler eigenhändig gemaltes Aquarell bekommen. Und der Jude Marcel Reich-Ranicki wiederum bekam 2005 von Fest in seinen »Unbeantwortbaren Fragen« die Beurteilung, er habe eine »ordinäre Phantasie«. Dort überlegt Fest auch, ob seine Kritiker »böser Wille« antreibe, »Borniertheit«, oder ob es »nur das Gerede der Affen des Zeitgeistes« sei, »das mir nie etwas bedeutet hat«.

Speer aber, seine Figur, hat in freudiger Bübermienne die Verantwortung für alle Verbrechen des Regimes übernommen – und jede Schuld geleugnet. Er wusste ja nicht, was der tat, er war wie alle Deutschen, die nach der »Katastrophe« notdürftig entnazifiziert wurden, »The Good Nazi«, wie der Journalist Dan van der Vat 1997 seine kritische Speer-Biographie nannte. Kurz, wer Abträgliche über Speer sagte, beleidigte alle, die Westdeutschland wiederaufgebaut hatten.

In seiner Autobiographie (»Ein Leben wird besichtigt«) wiederum erinnert sich Siedler, er habe schon 1943 als siebzehnjähriger Marinehelfer während eines Alarms »davon gesprochen, dass sich hinter der »Umsiedlung« von Juden nichts als Vernichtung« verberge. Brechtken: »Ein Vierteljahrhundert ließ er seinem Memoirenautor Speer durchgehen, dass dieser als Berliner Generalbaupraktiker und Rüstungsminister mitten im NS-Herrschaftsapparat weniger gewusst haben wollte als der siebzehnjährige Marinehelfer auf der Nordseeinsel.«

Speer wusste weit mehr. Er selbst hatte am 15. September 1942 »die finanziellen Mittel« und

»die Baustoffkontingente für die im Bau befindlichen Einrichtungen in Auschwitz-Birkenau zur »Durchführung der Sonderbehandlung« zur Verfügung gestellt.

Selbstgespräche im NDR

Doch der Verleger sorgte dafür, dass seinem Schützling und Kerngeschäft keine falschen Fragen gestellt werden konnten. So 1969, als Speer im NDR plaudern durfte. Zwischen Wolf Jobst Siedler und Hans Brecht, dem Hauptabteilungsleiter des Senders – einer auch damals öffentlich-rechtlichen Anstalt –, bestand ein Abkommen: Es solle »vermieden werden, durch unglückliche Missverständnisse oder schädliche Interviewteile ein abträgliches Bild von Herrn Speer zu vermitteln«.

So etwas kenne ich gut. 1980 verhängte der NDR-Intendant Friedrich Wilhelm Räufer (CDU) durch seinen Chefredakteur Jürgen Kellermeier (SPD) über mich ein bis heute nicht aufgehobenes Arbeitsverbot beim NDR, weil ich dort zwei Bücher der Konrad-Adenauer-Stiftung über Hans Filbinger und Hans Globke in einer Weise besprochen hatte, dass ein »abträgliches Bild« dieser beiden bedeutenden Persönlichkeiten vermittelt worden sein könnte.

Zurück zu Speer im NDR, dem Brechtken zu Recht ein eigenes Kapitel (»Schützenhilfe im Fernsehen«) widmet. Im NDR-Interview konnte schon deshalb kein abträgliches Bild entstehen, weil Speer sich selbst befragte: Joachim Fest, der Speers »Erinnerungen« formuliert und mitausgedacht hatte, war sein Interviewpartner.

Der Name Auschwitz? Nein, der sei ihm nie begegnet. Und dann folgte – wie in den »Erinnerungen« die Geschichte von seinem Freund, dem Breslauer Gauleiter Hanke, der von einem Lager in Oberschlesien erzählt habe, in dem schreckliche Dinge geschähen. Ja gewiss, sagte Speer, er hätte die Pflicht gehabt, nachzufragen, Hitler zur Rede zu stellen. Brechtken: »Es ist die bekannte Suada öffentlicher Selbstgeißelung, die nichts anderes erzeugen will als einen Nebel aus Lügen und falschen Fährten.« Doch die »Chronik der Speer-Dienststellen« bestätigt die enge Zusammenarbeit Speers mit der SS gerade auch am zentralen Ort der Judenvernichtung. Speer genehmigte im September 1942

13,7 Millionen Reichsmark für die »Vergrößerung Barackenlager Auschwitz infolge Ostwanderung«.

Höhepunkt des NDR-Selbstgesprächs mit verteilten Rollen. Frage: Warum er Hitler, wie im Februar 1945 – angeblich – geplant, nicht umgebracht habe. Antwort: »Ich war damals zwar« – ja? – »verstrickt in die vielen Verbrechen, die das Regime begangen hat, aber nun hatte ich plötzlich die Absicht, selbst einen Mord zu vollziehen, und das hat mich erschrocken und erschrickt mich noch heute.«

Joachim Fest hat mit Geduld und Energie solange in Speer hineingefragt, bis der – wie schon im Nürnberger Prozess zur Empörung aller Mitangeklagten angedeutet – zweifelsfrei erkannte, dass er auf Hitler ein Attentat geplant haben musste. So hieß es dann schließlich in der Hitler-Biografie von Joachim C. Fest: »Im Februar (1945) hatte er in seiner »Verzweiflung« schließlich den Plan gefasst, die Insassen des Führerbunkers durch die Einführung von Giftgas in die unterirdische Entlüftungsanlage zu töten; doch hatte ein in letzter Minute verfügbarer Umbau des Luftschachts die Durchführung des Vorhabens zunichte gemacht.«

Das erschreckte ihn noch Jahrzehnte später, den Mann, der für seine Germania-Pläne die Berliner Juden in die Vernichtungslager »entsiedeln« ließ, der Tausende von Zwangsarbeitern auf dem Gewissen hat, die in unterirdischen Stollen für die Rüstung schuften mussten. Er hatte Angst um sein Seelenheil, als es galt, den obersten Verursacher des Massenmordes zu beseitigen. Seit zwei Jahren wusste er doch, dass der Krieg, den er als Munitionsdiktator nährte, verloren war.

Typus des bürgerlichen Deutschen

Dieses Wissen findet sich in einer der Anmerkungen in Brechtkens Buch, das 910 Seiten umfasst. Der normale Text endet auf Seite 587. Dann folgen noch 241 Seiten Fußnoten und 69 Seiten Quellen und Literaturhinweise. Das Register hat nur zehn Seiten, verzichtet leider auf Hinweise in den Fußnoten, und gerade dort verbergen sich wie in jedem ordentlichen Anmerkungsapparat wahre Schätze.

Exkurs im zweiten Teil der Fußnote 23 auf Seite 751: »Rudolf Wolters berichtet dem Architekturhistoriker Wolfgang Schäche, dass er und Speer nach Stalingrad im Frühjahr 1943 im Café Horcher

gessen hätten; er habe Speer gefragt, ob der Krieg noch zu gewinnen sei. Speer habe wortlos auf einer Serviette eine Kalkulation aufgeschrieben, in der die Kapazitäten beider Seiten aufgeführt waren. Diese habe er Wolters herübergeschoben. Daraus, so Wolters, sei klar hervorgegangen, dass die deutsche Seite den Krieg materiell nicht gewinnen konnte. Speers Botschaft sei gewesen: Der Krieg ist verloren, genieße den Krieg.« Dazu die Quellen einschließlich des Beleges aus dem Bundesarchiv, dass Speer sich mit Vertrauten regelmäßig im Café Horcher traf. Der Mann, der mit dem Versprechen immer neuer Wunderwaffen die Deutschen immer tiefer in den längst verlorenen Krieg trieb, glaubte selbst nicht mehr an sein Siegesgedröhn.

Brechtkens Fazit: »Es geht also weniger um das Individuum Albert Speer, sondern um den Typus des bürgerlichen Deutschen, der bewusst zum Nationalsozialisten wurde und nach 1945 nicht den Willen und die Einsicht hatte, sich über seine Taten eine ehrliche Rechenschaft zu geben.« Doch nicht »Speers Lügen« seien erklärungsbedürftig, vielmehr »die Gläubigkeit, das offensichtliche Verlangen, mit dem seine Fabeln über Jahrzehnte nacherzählt wurden, selbst dann noch, als ihre Lügenhaftigkeit geradezu ins Auge sprang«. Speers Biographie ist eine beispielhaft deutsche Geschichte, wie Millionen Deutsche seine verharmlosenden Erzählungen über die Naziverbrechen dankbar übernahmen. Und wie die Großhistoriker – das ist nicht das unwichtigste Ergebnis des Vizechefs des Instituts für Zeitgeschichte – in den »Untiefen ihrer Aufarbeitung« versanken.

■ Magnus Brechtken: Albert Speer. Eine deutsche Karriere. Siedler Verlag, München 2017, 912 Seiten, 40 Euro

■ Nächsten Samstag: Wie Joachim Fest der Berliner Republik Wilhelms Schloss bescherte.

■ Lesen Sie Montag auf den iw-Themaseiten:

**Positiver Universalismus:
Über Antimperialismus
und Oktoberrevolution**

Von Daniel Bratanovic